

Alex Lefrank SJ: Kirche im Umbruch – wohin soll es gehen?

Umbruchszeit

Im Laufe der fast zwei-tausend-jährigen Kirchengeschichte hat es eine Reihe von Umbrüchen gegeben, Umbrüche, die z.T. recht tiefe Veränderungen gebracht haben, so dass man von einer jeweils *neuen Gestalt* von Kirche reden muss. Auch wenn der Kern des Glaubens dabei nicht angetastet wurde, betrafen die Veränderungen doch so wesentliche Vollzüge wie die Sakramenten-Pastoral, die Liturgie, die Verkündigung und Seelsorge, die rechtliche und organisatorische Gestalt und vor allem das Verhältnis der Kirche zur umgebenden Gesellschaft. Schon ein oberflächlicher Blick auf die westliche Kirchengeschichte lässt solche Umbrüche erkennen:

- Das Ende der Verfolgungszeit und die Anerkennung des christlichen Glaubens im römischen Kaiserreich, die sogenannte konstantinische Wende im 4. Jahrhundert;
- der Übergang zu den germanischen Stämmen und die Entstehung einer „Reichskirche“ mit der Entfremdung zwischen Ost- und West-Kirche in der Zeit vom 8. bis 11. Jahrhundert;
- der Zerfall dieser Reichs-Kirche im Spätmittelalter, der zur Reformation und zur katholischen Reform führte, die im Konzil von Trient eine neue Gestalt der Kirche formte;
- die politische und kulturelle Entmachtung der Kirche durch die Aufklärung, die französische Revolution, Napoleon und die nachfolgende Neuordnung Europas.

Die Zeichen mehren sich, dass sich die Kirche in Europa¹ derzeit in einem Umbruch befindet. Wenn dem so ist, dann drängt sich natürlich der Vergleich auf. Welchem der genannten Umbruch-Situationen der Vergangenheit wäre unsere derzeitige Situation ähnlich? Als großen Einschnitt für die katholische Kirche haben viele das *II. Vatikanische Konzil* erlebt. Es brachte viel Neues, sowohl innerkirchlich als auch im Verhältnis zur umgebenden Gesellschaft. Für viele ist bis heute die neue Offenheit der Kirche zur Welt hin die entscheidende Errungenschaft des Konzils. Aber auch *innerhalb* der Kirche brachte es Veränderungen. Eine neue Lebendigkeit entstand. Eine einseitige Fixierung auf Moral, Recht und Ritus wurde überwunden. Persönliche Initiative erhielt mehr Raum und aktive Teilnahme an Liturgie und Gemeindeleben wurde gefördert. Die Möglichkeiten zur Mitwirkung von Laien wurden erweitert: In der Leitung der Pfarrgemeinden und in anderen Gremien; bei der Erstkommunion- und Firm-Vorbereitung, in den Diensten in der Liturgie. All das führte zu einem wirklichen Aufbruch. Aber wie tief gingen und wie weit reichten diese Veränderungen?

Wenn wir auf die aktuelle Situation schauen, dann müssen wir wohl feststellen, dass die unmittelbar nachkonziliare Ära zu Ende geht. Sie hat im Ganzen nicht das gebracht, was man sich von ihr erhofft hatte. Viele spüren das. Trotz des engagierten Einsatzes von vielen, sowohl Priestern, hauptamtlichen Laien-Mitarbeitern und -Mitarbeiterinnen wie ehrenamtlichen Laien, befindet sich die katholische Kirche nicht in einem Expansions-Prozess. Sie ist vielmehr in einem dramatischen Reduktions-Prozess. Abgesehen von den Ministranten ist Jugend weitgehend nicht vorhanden; sie erscheint zwar bei sogenannten Events, ist da lebendig dabei, aber zu einer dauerhaften Bindung und einer lebensprägenden Glaubens-Praxis kommt es nur bei einer verschwindenden Minderheit. Schon die mittlere Generation der

¹ Ich beschränke meine Ausführungen auf die römisch-katholische Kirche in Deutschland. Was andere europäische Länder angeht, so verläuft die Entwicklung wohl in ähnlicher Richtung, ist aber unterschiedlich weit vorangeschritten. Was die evangelischen Kirchen angeht, so sind sie vielleicht schon länger in einer ähnlichen Situation. Anders dürfte die Lage in den pflingstlichen, charismatischen und freikirchlichen Gemeinschaften sein.

30–50-Jährigen ist nur schwach vertreten. Der Einfluss christlicher Wert- und Norm-Vorstellungen in der Gesellschaft ist deutlich zurück gegangen. Umgekehrt hat der Einfluss einer nicht mehr christlich bestimmten öffentlichen Meinung auf das Wert- und Norm-Bewusstsein der Katholiken, – und zwar der praktizierenden Katholiken! – erheblich zugenommen.

Die nachkonziliare Kirche

Von daher müssen wir auch einen kritischen Blick auf die nachkonziliare Entwicklung werfen. M.E. war ein gravierender Fehler, dass jeder getaufte und gefirmte Mensch ohne Weiteres als mündiger Laie angesehen wurde. Übersehen wurde dabei, dass gültige Sakramente *allein* keinen – jedenfalls keinen reifen – Glauben garantieren. War im Konzil von Trient die Betonung des *opus operatum*, (also der *grundlegenden* Wirksamkeit eines Sakramentes allein aus dem gültigen Empfang heraus) in der Auseinandersetzung mit den reformatorischen Ansichten berechtigt und notwendig, so wäre im Geiste des II. Vatikanischen Konzils notwendig gewesen, den Akzent auf das *Hineinwachsen* in einen gelebten Glauben zu legen. Dabei geht es um ein Doppeltes: Wachsende Kenntnis und tieferes Verständnis des Glaubens-*Inhalts* und lebens-prägende Glaubens-*Praxis*, was vor allem eine persönliche Gebets-Praxis im Alltag einschließt. Dies hätte als *Kriterium* für mündiges Christsein und für verantwortliche Mitwirkung in der Kirche formuliert werden müssen. In den Konzils-*Texten* findet sich dieser Akzent sehr wohl.² Die breite pastorale Praxis hat diese Perspektive des Konzils aber eher wenig zur Wirkung gebracht.

Bei Licht besehen erweist sich die nachkonziliare Pastoral weitgehend als Fortsetzung von „Volkskirche“. Sie versuchte zwar die Volkskirche zu reformieren; aber die Reform setzte nicht tief genug an. Volkskirche war eine gültige Gestalt der Kirche; man muss sogar sagen, dass Kirche immer versuchen muss, Volkskirche zu werden. Sie hat ja den Auftrag, Christus *zu allen Menschen* zu bringen. Und Menschen leben in einer Gesamtgestalt von Leben, die wir *Kultur* nennen. Also muss Kirche versuchen, „die Kultur und die Kulturen des Menschen ...mit dem Evangelium zu durchdringen“.³ Volkskirche ist dort, wo das gelingt; wo der christliche Glaube *Geist* einer Gesellschaft geworden ist, –oder wenigstens für einen Lebensraum oder ein Milieu prägend ist. Er war es einst dadurch, dass die Bild- und Symbol-Welt, in der man sich bewegte, die christlichen Inhalte präsent und unübersehbar machte; dass die Gemeinschaft, in der man lebte, aus kirchlich gläubigen Menschen bestand; dass gemeinsames Gebet gepflegt wurde, für das in der Volksfrömmigkeit vielfältige Ausdrucksformen bereit standen und von Kindheit an eingeübt wurden; dass die Familie der grundlegende Ort war, in den Glauben eingeführt zu werden, auf dem der Religionsunterricht aufbauen konnte; dass Krankheit und Tod, Heirat und Geburt in ihrer religiösen Dimension begriffen und entsprechend gefeiert wurden; dass durch eine regelmäßige Beicht-Praxis der Umkehr-Impuls des Evangeliums bewusst gehalten wurde. Diese Sozialgestalt von Kirche hatte ihre Stärken und Schwächen, wie jede der Kirchen-Gestalten im Laufe ihrer Geschichte. Ihre Stärke bestand darin, dass sie den Glauben in die Kultur inkarnierte. Der Einzelne konnte organisch in sie hineinwachsen. Ihre Schwäche: Diese Gestalt forderte nicht zur persönlichen Stellungnahme heraus; man konnte sich anpassen und mitmachen, wobei offen blieb, ob der Einzelne sich persönlich für den Glauben entschieden hatte.

² Z.B. in der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“, Kap. IV Die Laien, und Kap. V Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit; ebenso im Dekret über das Laienapostolat „Apostolicam actuositatem“

³ Apostolisches Schreiben Pauls VI. „Evangelii nuntiandi“ (1975) Nr. 20.

Diese Gestalt von Kirche ist in Deutschland zu Ende. Es mag einzelne Regionen geben, in denen manche Elemente von Volkskirche noch lebendig sind, aber aufs Ganze gesehen ist sie zu Ende. Sie ist deshalb zu Ende, weil sie auf gesellschaftlichen Voraussetzungen beruhte, die nicht mehr gegeben sind und auch nicht mehr herbei geführt werden können.⁴ Die nachkonziliare Pastoral lebte weitgehend – wohl uneingestanden – von der Erwartung, dass es durch erhöhten Einsatz gelingen könnte, diese Voraussetzungen wieder zu gewinnen. Dabei kam ein starker Anpassungsdruck zustande: Die Kirche möge doch durch entsprechende Reformen den Glauben für den modernen Menschen *wieder attraktiv machen*. Als solche Reformen wurden gefordert: Veränderung des Eherechts und der Sexualmoral; Zulassung von Frauen zu den Weihesakramenten und Abschaffung des Zölibats; mehr Mitsprache von Laien in den kirchlichen Gremien, nicht nur auf Pfarrei-Ebene, sondern auch auf höheren Ebenen. Dabei wurde aber übersehen, dass der moderne Mensch gar nicht bereit ist, sich einem volkskirchlichen Modell anzupassen. Denn das volkskirchliche Modell beruht darauf, dass der Einzelne die von der *Tradition vorgegebenen* Formen übernimmt und sie sich durch Einübung zu eigen macht. Der moderne Mensch ist aber vor allem dadurch geprägt, dass er traditionellen Vorgaben gegenüber kritisch ist. Den Religionssoziologen Peter Berger zitierend meint Paul Zulehner: „Die Zeit ist vorbei, wo Glaube Schicksal war. ...Heute ist Glaube nicht mehr Schicksal, sondern wie fast alles im Leben –Sexualkultur, die politische Präferenz –Wahl geworden. Leute können alles wählen, nur nicht, ob sie wählen. ...Das ist eine völlig neue Situation für die Kirche, an die wir uns noch nicht ausreichend pastoral gewöhnt haben.“⁵ Im Versuch, die Voraussetzungen für Volkskirche wieder zu gewinnen, kam es in der Pastoral der letzten Jahrzehnte zu einem *umgekehrten Anpassungs*-Prozess: Viele – bis in die Reihen kirchlicher Amtsträger hinein –passten sich an die Erwartungen des modernen Menschen an und übernahmen Forderungen, die von daher an heutige Institutionen gestellt werden, – ohne die unvergleichbare Eigenart von Kirche genügend zu bedenken. Manche der Reform-Forderungen, die in der nachkonziliaren Zeit erhoben wurden und erhoben werden, mögen *in sich* gerechtfertigt sein, – aber eine neue Kirchengestalt führen sie nicht herbei.

Wenn man die Konzilstexte genauer anschaut, zeigt sich auch, dass die nachkonziliare Pastoral mit ihnen recht *selektiv* umgegangen ist. Alles, was erweiterte Befugnisse, flexiblere Handhabung von Kompetenzen und Erleichterung brachte, wurde – zu Recht – aufgegriffen; die vom Konzil geforderte Vertiefung in die Quellen (Hl. Schrift und Väter-Tradition) hingegen geschah vor allem auf theoretischer Ebene und hatte kaum Auswirkungen auf die pfarrliche Pastoral. Etwas vereinfacht lässt sich die Kritik an der nachkonziliaren Pastoral so zusammenfassen: Sie hoffte weiterhin darauf, dass der Glaube in Deutschland mehrheitsfähig ist, *wenn* man nur die Dinge aus dem Weg räumt, die den Zugang zum Glauben für den modernen Menschen erschweren. Das lässt sich besonders an den Formulierungen ablesen, in denen der Glaube vornehmlich verkündet wurde. Es gibt kaum eine Bibelstelle, die häufiger zitiert wurde als Joh 10,10: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ Dieser Satz wurde und wird vielfach als Zusammenfassung der frohen Botschaft zitiert. Als Reaktion auf eine Verkündigung, die vor allem mit angstmachenden Drohungen arbeitete, ist eine solche Betonung verständlich und berechtigt; sie eröffnet die richtige Perspektive. Aber wenn dabei nicht der *johanneische* Lebens-Begriffs ins Spiel gebracht, sondern unter „Leben“ einfach ein gutes, vitales und freiheitliches irdisches Leben verstanden wird,

⁴ Die patoralen Leitlinien der Erzdiözese Freiburg, die am 1. Nov. 2005 in Kraft getreten sind, gehen in ihren Ausführungen von einer Betrachtung der veränderten gesellschaftlichen Situation aus und formulieren dann so: „Dabei schwingt nach wie vor bei vielen die Vorstellung einer ‚Volkskirche‘ bewusst oder unbewusst als Idealbild mit, das der Wirklichkeit nicht mehr entspricht.“ Den Aufbruch gestalten. Pastorale Leitlinien der Erzdiözese Freiburg, S. 10

⁵ So in einem Interview mit Radio Vatican am 13.01.2011.

dann stellt diese Zusammenfassung eine grobe Verkürzung des Evangeliums dar und enthält den Hörern gerade die Fülle des Lebens vor, die Christus zu bringen gekommen ist. Die Worte „Umkehr“ und „Bekehrung“ mögen aus der allgemeinen Verkündigung zwar nicht völlig verschwunden sein; aber dass ein Leben mit Christus nach dem Evangelium *radikales Umdenken* verlangt, wird zwar verkündet, bleibt aber ohne Konsequenzen in der pastoralen Praxis. „Wir haben die Leute sakramentalisiert, nicht evangelisiert“, so hat es ein Pfarrer einmal auf den Punkt gebracht. An der *pastoralen Grund-Situation* hat sich deshalb nach dem Konzil nichts Wesentliches verändert. Ein Fachmann beschreibt es so: „Die Vollzüge der Initiation sind in unserer Kirche seit mehr als einer Generation wirkungslos: Wir beschäftigen uns mit speziellen Themen, aber es geschieht kaum je eine Hinführung in eine lebendige Christusbeziehung, die den einzigen Grund für unser Christsein darstellt.“⁶ Und er zitiert Kardinal Ratzinger, der 2003 bei einem Vortrag in Deutschland feststellte: „Ein Großteil der Christen von heute befindet sich faktisch im Katechumenats-Status, und das müssen wir in der Praxis endlich ernst nehmen.“⁷ Das Sakrament der Versöhnung (Beichte) ist aus der pfarrlichen Pastoral ausgewandert zu Wallfahrtsorten, bestimmten Ordenskirchen und Exerzitien-Häusern und kommt im Leben des durchschnittlichen Katholiken praktisch nicht mehr vor. Auf diese Weise aber kann die dynamische Kraft des Evangeliums nicht zur Wirkung kommen.

Diese kritische Sicht erfasst natürlich nicht die ganze, vielgestaltige Wirklichkeit der nachkonziliaren Kirche. Sie hat vor allem die breite Pfarr-Pastoral im Blick, wie sie sich in Katechese und Sakramenten-Pastoral vollzogen hat. Sie betrifft darüber hinaus auch meinungsbildende Veröffentlichungen in Zeitschriften und Akademie-Vorträgen. Daneben gab und gibt es eine Fülle von Bewegungen und Gemeinschaften, Bibel- und Familienkreisen, Exerzitien- und Vertiefungskursen, die geistliche Wachstums-Prozesse angestoßen und genährt haben. In diesen Initiativen haben sich viele der Menschen, die die Pfarrei-Arbeit tragen, ihre geistliche Nahrung gesucht. Sie haben auch in die Pfarreien hinein gewirkt, vor allem wo der Pfarrer selbst dabei mitgemacht hat. Sie wurden auch von den Diözesanleitungen gefördert; aber sie haben *nicht zu einem Strategie-Wechsel* in der Gemeinde-Pastoral geführt. Diese blieb schwerpunktmäßig auf die Einführung in die Sakramente Erstkommunion und Firmung und auf die Versorgung der Pfarreien mit sonntäglichen Eucharistiefeiern fixiert.

Die gesellschaftliche Situation verlangt eine neue Kirchengestalt

So erweist sich das II. Vatikanische Konzil *bisher* nicht als der *große* Einschnitt, als den viele ihn zunächst empfunden haben. Vielmehr blieb für die konkrete Pastoral die volkkirchliche Gestalt von Kirche weiterhin leitend, obwohl deren gesellschaftliche Voraussetzungen seit der Aufklärung im Schwinden begriffen und heute nicht mehr gegeben sind. Im kirchengeschichtlichen Vergleich mit unserer Situation legt sich von daher die konstantinische Wende nah. Sie ist vor allem dadurch gekennzeichnet, dass das Christentum aus den Katakomben heraus trat und öffentlich zur Geltung kam. Christ-Sein wurde mehrheitsfähig. Bald wurde man Christ durch Familien- und Volks-Zugehörigkeit, –während die Taufe in Gefahr geriet, zum formalen Akt zu degenerieren. Ob daraus ein gelebter und dem Evangelium entsprechender Lebens-Vollzug wird, bleibt dann offen. Der Bekehrungsschritt, der vorher mit der Taufe und dem Eintritt in die Kirche verbunden war, hat sich jetzt *in die Kirche hinein* verlagert. Das lässt

⁶ Christian Hennecke, Glänzende Aussichten –Wie Kirche über sich hinauswächst, Aschendorf-Verlag, 2010, S. 58

⁷ Christian Hennecke, Kirche, die über den Jordan geht –Expeditionen ins Land der Verheißung, Aschendorf-Verlag, 2010. Ich kann die Lektüre der beiden Bücher des Autors nur wärmstens empfehlen. Sie beschreiben die Situation, bringen darüber hinaus vor allem aber Erfahrungen, Perspektiven und zeigen Wege auf, die weiterführen.

sich u.a. am veränderten Gebrauch des Wortes „Berufung“ ablesen: In der ersten Zeit war die lebens-entscheidende Berufung, die zum Glauben an Christus⁸; sie brachte einen in Gefahr des Martyriums. Nach der konstantinischen Wende ist die Mitgliedschaft in der Glaubens-Gemeinschaft risikolos geworden, im Gegenteil, sie bringt Vorteile. Dazu braucht es keine Berufung. Hinfort wird das Wort Berufung fast ausschließlich für den Ruf zum Ordensstand oder zum Priestertum gebraucht. Ebenso wird von Nachfolge nur noch dann geredet, wenn jemand sich auf die Lebensform der Ordens-Gelübde verpflichtet. Von daher ergab sich eine Zwei-Klassen-Mitgliedschaft in der Kirche: Die gewöhnlichen Christen, die „in der Welt“ lebten, und die Ordens-Christen und der Klerus, die in die Nachfolge Christi eingetreten waren. Diese Zwei-Teilung reichte vom Hochmittelalter bis ins 20. Jahrhundert und bestimmte die Sakramenten-Praxis: Die Mehrheit der „Welt-Christen“ empfing die heilige Kommunion nur ein- oder zwei-mal im Jahr. In den Kirchenräumen trennte der Lettner die Laien-Christen von den Berufenen, die die offizielle Liturgie in Latein feierten, während die Laien ihre Frömmigkeitsformen in der Muttersprache vollzogen. Auch wenn diese Zwei-Teilung in Bezug auf den Eucharistie-Empfang, die Teilnahme an der Liturgie und manches Andere spätestens mit dem II. Vaticanum überwunden wurde, – in Bezug auf Glaubens-Praxis und Nachfolge-Forderungen des Evangeliums besteht sie weiterhin, wenn auch verändert: Heute verläuft die Grenze nicht mehr zwischen Ordens-Stand und Laien-Stand, sondern zwischen denen, die sich im Sinne des Konzils zur Vollgestalt des Christ-Seins aufgemacht haben und denen, die „einen religiösen Segen für ihr Leben suchen“, ihr Christ-Sein aber nicht als Nachfolge verstehen.⁹ Das lässt einen sogar die provokante Frage stellen, ob die mittelalterliche Zwei-Klassen-Praxis nicht ehrlicher war als die nachkonziliar betonte Gleichheit aller Getauften. Umso unverständlicher muss es dann erscheinen, wenn es an bestimmten Punkten plötzlich hart auf hart geht: z.B. wenn Geschieden-Wiederverheiratete vom Sakramenten-Empfang ausgeschlossen sind. Die Konsequenz, mit der hier der Ernst des Christ-Seins eingefordert wird, steht völlig isoliert in einer pastoralen Praxis, die für den Sakramenten-Empfang sonst kaum mehr Bedingungen kennt. Wo sie kirchenrechtlich noch bestehen, werden sie vielfach mit Berufung auf das Gewissen unterlaufen.

Die Frage ist natürlich: An welchen Kriterien nimmt man Maß? Manche – etwa traditionalistische Kreise – nehmen die nachtridentinische Kirchengestalt zum Maß. Die Mehrheit in der Kirche nimmt meinem Eindruck nach immer noch Maß an der volkshirchlichen Gestalt von Kirche, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt hatte, modernisiert durch ausgewählte Impulse aus dem II. Vaticanum. In dieser Frage hat das Konzil aber einen klaren Weg gewiesen: Kirche ist gegründet auf dem unüberbietbaren Gipfel der Heilsgeschichte, dem Christus-Ereignis. Das Maß ist also in den Quellen zu suchen, die uns dieses Ereignis bezeugen: in der *apostolischen Überlieferung*. Diese Überlieferung, die im Neuen Testament niedergelegt ist, enthält einen Reichtum und eine innere Pluralität¹⁰, die sich durch die Kirchengeschichte hindurch in verschiedenen Gestalten entfaltet hat und sich immer wieder neu entfaltet. Aber sie ist die bleibende Quelle, an der alle diese Gestalten zu messen sind. Jede dieser Gestalten hat ihre Stärken und Schwächen. Mit wachsender Laufzeit einer Gestalt

⁸ Dies wird am Gebrauch des Wortes Berufung im Neuen Testament, vor allem in den Paulusbriefen, deutlich.

⁹ So formuliert es Medard Kehl in seinem Büchlein: *Wohin geht die Kirche?*, Herder-Verlag, 1996

¹⁰ Berühmt geworden ist die These von Ernst Käsemann, der behauptete: Der neutestamentliche Kanon begründet nicht die Einheit der Kirche, sondern die Vielheit der Konfessionen. Diese These ist aber falsch, jedenfalls in ihrer kategorischen Formulierung. Denn der Kanon ist sowohl Frucht der Einheit der Kirche wie Grund ihrer Einheit, indem er diese Einheit gegen Häresien abgrenzt. Die Aktualisierung dieser Abgrenzung in der fortlaufenden Entwicklung der Kirche geschieht in einem Prozess, der in den ökumenischen Konzilien jeweils kulminiert und zu definitiven Glaubens-Formulierungen führt.

kommen ihre Schwächen und Nachteile – gemessen am neutestamentlichen Maß – meist mehr zum Tragen. In Umbruchszeiten ist daher neu auf dieses Maß zu schauen. Die Bruchstellen des Umbruchs geben vielleicht den Blick neu frei für Aussagen des Neuen Testaments, die bisher von der gewohnten Sicht verdeckt waren.

Für unsere Fragestellung sind nicht so sehr einzelne Schriftstellen wichtig, sondern der Gesamt-Duktus des Neuen Testaments muss in den Blick genommen werden. Er sieht das Christus-Ereignis als Zeitenwende, als Beginn der Endzeit. Christ-Werden wird als umfassende Lebens-Wende gesehen. Glauben heißt, sich von dieser Wende ergreifen zu lassen. Das wird schon in der Eröffnungs-Botschaft des Markus-Evangeliums formuliert, die deshalb als „Evangelium Gottes“, als Zusammenfassung des ganzen Evangeliums bezeichnet wird: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,14-15) Im Evangelium ist Christus persönlich gegenwärtig.¹¹ In der Verkündigung des Evangeliums spricht *er* zu uns. Glaube ist deshalb die entscheidende „Sache“, um die es geht; und zwar Glaube als personale Überantwortung an Gott. Die Folge ist: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken“ (Röm 12,2). Die Sakramente kommen – soweit sie im Neuen Testament ausdrücklich vorkommen – in engster Verbindung mit diesem Glauben vor.

Der heutige Umbruch steht dem konstantinischen nahe, allerdings in umgekehrter Richtung: Damals wurde Christ-Sein gesellschaftlich mehrheitsfähig; heute ist Christ zu werden ein Schritt in eine *Minderheitsposition*. Zwar hat Christ-Sein in unserer Gesellschaft immer noch ein gewisses Renommé; aber nur wenn es eingeschränkt auf Nächstenliebe und Solidarität verstanden wird. Dies sind gewiss ganz wesentliche Bestand-Teile eines christlichen Glaubenslebens. Aber es sind gerade jene Werte, die von der modernen Gesellschaft aus dem christlichen Erbe wertgeschätzt werden. Die zentralen christlichen *Glaubens-Daten* hingegen: Menschwerdung, Erlösung durch Kreuz und Auferstehung, neues, übernatürliches Leben in Christus werden als Meinungen angesehen, die keine objektive Gültigkeit beanspruchen können. Nicht nur in Bezug auf diese Glaubens-Daten im engeren Sinn, sondern auch in Bezug auf die fundamentalen Fragen nach dem Sinn des Lebens, der Existenz eines Schöpfer-Gottes und einer dem Menschen vorgegebenen Schöpfungsordnung herrscht der Relativismus, der Wahrheits-Erkenntnis in diesen Fragestellungen für subjektiv und damit für gesellschaftlich irrelevant erklärt. Dies wirkt sich immer mehr in Gesetzgebung und Rechtsprechung aus, vor allem in den Bereichen Lebens-, Ehe- und Familienrecht. Hier ist eine Front entstanden, an der Christen immer mehr in Konflikt geraten, wenn sie den Mut haben, das zur Geltung zu bringen, wovon sie überzeugt sind.

Es dürften die traumatischen Erfahrungen der Religionskriege gewesen sein, die zu einer Trennung von Religion und bürgerlichem Gemeinwesen (Staat und Kommune, später Kultur und Bildung) geführt haben. Positive Triebfeder dieser Entwicklung war das neu erwachte Selbstbewusstsein des Individuums mit seinem Freiheitswillen, der sich im Laufe der Neuzeit immer mehr durchgesetzt hat. Glaube und Religion wurden mit Recht der freien Entscheidung des Einzelnen zugeordnet. So wurde Religion zur Privatsache. Um mit der Pluralität von Konfessionen zurecht zu kommen, geriet der *missionarische* Aspekt des christlichen Glaubens umso mehr in den Hintergrund. Toleranz wurde zu einem der Leitbegriffe der europäischen Gesellschaft. Das Wort Toleranz kommt von lateinisch „tolerare“, ertragen.¹² Wo man auf-

¹¹ Vgl. dazu auch die Parallelisierung in Mk 8,35: „Wer sein Leben um meinetwillen *und um des Evangeliums willen* verliert, wird es retten.“

¹² Darauf hat Bischof Franz Kamphaus in einem viel beachteten Vortrag hingewiesen.

hört, darunter zu leiden, wenn in einer Gesellschaft einander Widersprechendes als Wahrheit vertreten wird, setzt die Entwicklung zum Wahrheits-Relativismus ein. Nur zu leicht schleicht sich beim Gläubigen unter seinem Druck ein Vorbehalt dem eigenen Glauben gegenüber ein: „Wenn mein Glaube denn *wahr ist?*“ Es gehört Kraft und Mut dazu, die Einsamkeit auszuhalten, wenn man sich im Glauben nicht mehr auf die Zustimmung anderer stützen kann.

Ohne Bekenntnis keine Kirche

In einer solchen Gesellschaft muss der Glaube zum Teil der eigenen Identität werden, wenn er Bestand haben soll. Vom Urchristentum her gehört das Glaubens-*Bekenntnis* zum Wesen des christlichen Glaubens. Eine erste Erfordernis heutiger Pastoral ist deshalb, zum Glaubens-Bekenntnis hinzuführen und es einzufordern. Sie muss zur Kommunikation des Glaubens befähigen. „Wenn du mit deinem Munde bekennt: ‚Jesus ist der Herr‘ und mit deinem Herzen glaubst: ‚Gott hat ihn von den Toten auferweckt‘, so wirst du gerettet werden.“ (Röm 10,9) Paulus hat damit ein anthropologisches Grundgesetz auf den Glauben angewandt. Was der Mensch *nur innerlich* für wahr hält, gehört noch nicht zu seiner Identität. Erst wenn er sich vor anderen dazu stellt und sagt: „Auf dieser Wahrheit stehe ich; sie gehört zu mir“, gewinnt sie *für ihn selbst* volle Wirklichkeit. Der Volksmund hat es so formuliert: „Wess’ das Herz voll ist, dess’ läuft der Mund über.“ Im Umkehrschluss: Wessen der Mund nicht überläuft, –jedenfalls nach einiger Zeit, –dessen dürfte auch das Herz nicht voll sein. Wir haben hier den Grund, warum der Glaube in den letzten Jahrzehnten so lautlos verdunstet, warum er von einem Mehrheits-Phänomen zur Identität einer Minderheit zusammen geschmolzen ist. Nachdem die Stützen volkskirchlicher Vollzüge immer mehr weg gebrochen waren, wurde offenbar, dass für viele Christen der Glaube nicht zu ihrer Identität gehörte. Sie haben es nicht gelernt und waren nicht dazu herausgefordert worden, ihn *persönlich zu bekennen*. Die Anonymität der meisten unserer Gottesdienste hat ihnen das erspart. Was Wunder, wenn das Thema Glaube, –wo es überhaupt noch ein Thema ist, – aus den unmittelbaren Lebens-Beziehungen, Familie, Verwandtschaft und Nachbarschaft, verschwunden ist und nur noch in der Sonderwelt sonntäglicher Gottesdienste vorkommt, und auch dort nur rezeptiv und individuell. Das hat Folgen für die Weitergabe des Glaubens. Glaube ist keine Sache, die man einfach „weitergeben“ kann, ohne dass sie durch einen hindurch geht. Erst wenn er zur eigenen Identität geworden ist, wirkt er auf Andere. Der Wirkung des authentischen Zeugnisses, zu dem auch das Zeugnis im Wort gehört, können sich andere nicht entziehen. Sie müssen dazu Stellung nehmen.

Die Koinonia-Ekklesiologie des II. Vaticanums wurde primär auf der strukturellen Ebene in Räten und Synoden in Angriff genommen und weitergehende Verwirklichung auf höherer Ebene gefordert. Wie überhaupt das vorherrschende Bild von Kirche bis heute das einer „Service-Institution“ ist. Kirche ist das natürlich auch. Aber sie ist darüber hinaus –oder besser: vorgängig dazu –*Glaubens-Gemeinschaft*. Denn nur, wenn sie das ist, hat sie die Kraft und Kompetenz, ihren Service recht zu tun. Ein normaler Katholik denkt bei Kirche an die Groß-Institution Kirche mit Papst, Bischöfen und dem Pfarrer. Dass zur Kirche auch gehört, sich als *gemeinsame* Christus-Beziehung vor Ort zu verwirklichen, ist weitgehend ausgeblendet. In den nachkonziliaren Bemühungen um Koinonia blieb diese Dimension unterbelichtet. Ist Glaube nicht auch in der Kirche weitgehend Privatsache? Man muss nur einmal fragen: Welchen Platz und welches Gewicht hat das *Gebet* in den vielen Sitzungen und Versammlungen? Wenn es gut geht, bildet es einen Rahmen, meist mit vorgeformten Gebetstexten, aber im Eigentlichen der Sitzung, in der Auseinandersetzung mit den Fragen und miteinander kommt es nicht vor. Bleibt so der Glaube nicht individuell und gewinnt keine Wirkkraft für

die Sitzung? Ist das nicht ein ekklesiologischer Deismus? Das heißt: Gott hat durch Christus die Kirche in der *Vergangenheit* einmal gestiftet; aber dann hat er sie uns überlassen. Jetzt müssen *wir* uns anstrengen, planen und entscheiden; wir bitten um seinen Segen; mehr erwarten wir von ihm nicht. Kein Wunder, dass fast alle Verantwortlichen in der Kirche überarbeitet sind.

Für eine zukünftige Neugestalt von Kirche ist es entscheidend, dass dieser ekklesiologische Deismus überwunden wird. Gott *war* nicht nur der Initiator seiner Kirche, er ist es *auch heute*. Alles Andere wäre ekklesiologischer Pelagianismus. Der Glaube an sein Wirken im Hier und Jetzt unserer Situation muss sich konkretisieren: Indem wir damit rechnen, dass Scheitern und Verlust durchaus zu seinem Repertoire gehören, durch das er die Kirche durch die Zeit führen will; indem wir die Fragen in unseren Sitzungen *zuerst gemeinsam an ihn* richten und um sei-ne Antwort *miteinander intensiv bitten*, bevor wir anfangen zu diskutieren und zu planen. Dann gewinnen wir eine neue *gemeinsame Offenheit* für Perspektiven und Ideen, die uns vorher vielleicht gar nicht in den Sinn gekommen sind. Hat Christus uns nicht eindringlich verheißen, dass Gebete erhört werden?¹³ Glaube und Gebet einer Gemeinschaft brauchen auch objektive Formen, in die man sich als Einzelner hineingeben und von denen man sich tragen lassen kann. Sie brauchen vor allem auch das *gemeinsame Hinhören* auf das Wort Gottes. Aber wenn es faktisch nie zur persönlichen Glaubens-Aussage, zum ehrlichen Austausch darüber, was einem eine Bibelstelle sagt, und nie zum freien Gebet kommt, dann ent-steht heute keine Glaubens-Gemeinschaft mehr. Das gilt auch für unsere Gottesdienste. Eine Kirche aber, die nur als Institution existiert und nicht immer wieder als Glaubens-Gemeinschaft *erfahrbar* wird, mag zwar als Quasi-Sakrament¹⁴ gültige Kirche Jesu Christi sein, aber sie *lebt nicht*. Was nicht lebt, kann nicht fruchtbar sein. Es ist tot und stirbt ab. Viele Pfarr-Gemeinden sind keine Beziehungs-Gemeinschaft im Glauben. Denn die Summe von Einzel-nen, die individuell glauben, macht noch keine Glaubens-Gemeinschaft. Die Pfarreien sind eher eine Organisation, getragen vom guten Willen und dem oft bewundernswerten Einsatz vieler, aber sie sind keine Gemeinschaft *aus dem Glauben*. Hier liegt auch der Grund, warum Jugendliche davon nicht angezogen werden; denn sie verlangen mit Recht authentisches Glau-bens-Zeugnis einer Gemeinschaft und nicht nur Institution. Eine Kirche aber, die keinen Zu-wachs hat, –sei es von Jugendlichen oder Erwachsenen, – hat keine Zukunft.

„Zellen, Modelle, Zeugnis“, das hat Bischof Klaus Hemmerle vor ca. 25 Jahren schon als De-vise für die kirchliche Entwicklung ausgegeben.¹⁵ „Zellen“ heißt: Kleine, überschaubare Kommunikations-Gemeinschaften, in denen Glaube miteinander praktiziert, geteilt und für das Leben relevant wird. „Modelle“, das meint: Solche Zellen entwickeln aus ihrem Leben heraus einen Stil und Formen, in denen sie Glauben miteinander leben und ausdrücken. Es wird dann unterschiedliche Modelle geben, miteinander eins im Glauben, aber in konkreten Formen verschieden. „Zeugnis“: Was lebt, *zeugt Leben*. Wo echtes Leben ist, strahlt es aus und provoziert Fragen. „Die vorrangige Aufgabe für die kommende Zeit“, schrieb Bischof Josef Homeyer bereits 1986, „sehe ich in der Umwandlung der einzelnen Pfarreien zu einer *Gemeinschaft von Gemeinschaften*: eine große Gemeinschaft, die sich aus vielen kleinen

¹³ Lk 11,8; Lk 18,7-8; Joh 14,13-14; 15,7-8.16; 16,23-24.

¹⁴ „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ II. Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* Nr.1

¹⁵ Ich habe diese Aussage von ihm bei einer Tagung geistlicher Gemeinschaften und Bewegungen persönlich gehört.

Gemeinschaften zusammensetzt.“¹⁶ Die Deutsche Bischofs-Konferenz ruft dazu auf, „missionarisch Kirche zu sein“. Biotope des Glaubens müssten entstehen, in denen Menschen lernen können, wie glauben geht.¹⁷ Alle diese Aussagen weisen in dieselbe Richtung. Der Ansatz zu ihrer Verwirklichung liegt darin, die Angst vor dem persönlichen Glaubens-Zeugnis zu überwinden. Dazu gilt es herauszufordern; Ansätze in dieser Richtung gilt es zu unterstützen. Das bedeutet als pastorale Strategie: Abschied nehmen von der Vorstellung einer flächen-deckenden, einheitlichen Pastoral und ja sagen zu einer Vielfalt von Glaubens-Gemeinschaften unterschiedlicher Prägung. Es heißt in der Personal-Planung umzudenken: Glaube entsteht nicht dadurch, dass Stellen eingerichtet, Programme entworfen und Mittel bereitgestellt werden. Glaube ist ein Beziehungs-Geschehen. Er entsteht dort, wo Personen von ihrem Glauben Zeugnis geben und mit anderen dadurch in Beziehung treten. Alles andere kann dann hilfreich sein; aber ohne diese Zündung brennt kein Feuer.

Katechumenale Wege

Die zweite Erfordernis einerneuen Pastoral ist die Einführung eines verbindlichen Katechumenats. Das Konzil hat den Begriff „Volk Gottes“ als leitenden Kirchenbegriff gewählt.¹⁸ Damit hat es sein dynamisches Kirchenverständnis, Kirche als Bewegung von Christus zu allen Menschen¹⁹, auf die Frage nach der Kirchenmitgliedschaft angewandt, auch wenn dieser Begriff selbst dabei nicht verwendet wird. Ausdrücklich werden verschiedene Personenkreise genannt, die näher oder ferner mit der Kirche Jesu Christi in Beziehung stehen.²⁰ Aufgegriffen wurden diese Aussagen eher in der Weise, dass man großzügig möglichst viele als Glieder der Kirche verstehen wollte. Wo eine Gemeinschaft aber keine Grenzen mehr wahrhaben will, wird sie unverbindlich und gibt sich letztlich selbst auf. Mitgliedschaft wird dann nur noch vom subjektiven Belieben derer bestimmt, die dazu gehören wollen, und nicht mehr von der Sache, um die es geht. Dabei wären doch die Konzils-Aussagen eine Einladung gewesen, Mitgliedschaft als Weg zu begreifen. Dieser Weg ist der Weg des Hineinwachsens in den Glauben. Wenn er ganz gegangen wird, führt er vom Erstkontakt mit dem Evangelium zur vollen Identifikation mit dem kirchlichen Glauben, zur personalen Hingabe an Christus und zur Eingliederung in seinen Leib, der die Kirche ist (Eph 1.23; Kol 1,18). Damit ist wiederum die Initiation in den Glauben angesprochen. Wenn das innere Ziel dieses Weges, die personale Hingabe an Christus, nicht mehr gesehen, angeboten und verlangt wird, entsteht kein Weg mehr. Kirche als Sozial-Gebilde wird zu einem Verein, der immer mehr ins Unverbindliche abgeleitet.

Wenn jemand als Kind getauft worden ist, muss im Laufe seines Erwachsen-Werdens zur Entfaltung kommen, was in der Taufe grundgelegt wurde. Die volksskirchlichen Formen dafür sind heute nicht mehr wirksam. Christlicher Glaube, wie er im Neuen Testament maßgeblich beschrieben ist, kann von einem Menschen unserer Zeit nur in einer gründlichen Auseinandersetzung und im Zuge einer längeren Einübung angeeignet werden. Denn er verlangt die Umkehr zu einer anderen Werthierarchie, als sie in der in der umgebenden Gesellschaft üblich ist. Entsprechend der Praxis der vorkonstantinischen Kirche darf es deshalb nicht bei einem unverbindlichen Angebot von Katechumenat bleiben; es muss *verbindlich* eingeführt werden, – nicht nur für Jugendliche und Erwachsene, die sich taufen lassen wollen, sondern auch für diejenigen, die als Kinder getauft worden sind. Dafür müssen neue Wege entwickelt werden. Vielfältige Ansätze und Erfahrungen sind schon gemacht. Was fehlt ist die Verbindlichkeit.

¹⁶ Hirtenbrief am Fest des hl. Bernward am 20. Nov. 1986

¹⁷ Hirtenschreiben der Deutschen Bischöfe „Zeit zur Aussaat“ 2000

¹⁸ Lumen gentium, 2. Kapitel, Nr.9 bis 17.

¹⁹ Lumen gentium, 1. Kapitel, Nr.1–5.

²⁰ Lumen gentium, 2. Kapitel, Nr.15-16

Hier wird es sicher viel Werbung und Motivation brauchen. Aber Christ-Sein ist keine private oder rein individuelle Angelegenheit. Nur wenn der Weg in das Christ-Sein hinein *gemeinsam* gegangen wird, wird eingeübt, dass man Christ nur als Glied am Leibe Christi ist. Außerdem wird so von Anfang an klar, dass zum Glauben gehört, den Glauben zu *bezeugen*. An den unterschiedlichen Wachstums-Schritten, die man in der Gruppe dabei miterlebt, wird der Weg-Charakter des Glaubens konkret erfahren. Es wird auch deutlich, dass keiner *vollkom-men* glaubt. Alle bleiben unterwegs. Christ-Sein wird als Pilgerschaft miteinander gelebt, einer Pilgerschaft, in der man einander hilft, herausfordert und trägt.²¹

Reform der Sakramenten-Pastoral

Die dritte Aufgabe, die sich meines Erachtens für die Pastoral stellt, ist eine Revision der Sakramenten-Pastoral. Hier haben Seelsorger schon lange erhebliche Probleme. In einem Text haben 80 von ihnen, in der Mehrzahl Gemeinde-Pfarrer, ihre Anfragen 1990 an die Bischöfe formuliert. In einem Schreiben der Pastoral-Kommission der Bischofskonferenz „Sakramentenpastoral im Wandel“ wurde 1993 darauf eingegangen. Es sind „Überlegungen“ mit vielen, aus der Praxis kommenden Anregungen, aber keine verbindlichen Weisungen. Vor allem wurde dazu eingeladen, die Alles-oder-Nichts-Praxis aufzugeben (z.B. Taufe ja oder nein) zu Gunsten einer Gesprächs-Pastoral, die Wege bis zum *sinnvollen Empfang* der Taufe eröffnet. Mein Eindruck 2011 ist, dass die Sakramenten-Pastoral seither im großen und ganzen dennoch unverändert weiter gelaufen ist, wie sie zu volkscirchlichen Zeiten praktiziert wurde, ungeachtet der Hinweise von 1993. Nach Röm 6,3-6 und der Lehre der Kirche begründet die Taufe die innige Verbindung mit dem gekreuzigt-auferstandenen Jesus. Welchen Sinn hat die Taufe, wenn Christus für die Eltern des Kindes keine echte Bedeutung hat und nach der Verbindung mit ihm deshalb kein Verlangen besteht?²² Welchen Sinn hat der weit-verbreitete Eucharistie-Empfang, wenn man gar nicht aus der Hingabe Jesu leben will? Macht Firmung einen Sinn, wenn der Heilige Geist als eigentliche Lebens-Kraft nicht begriffen und deshalb nicht gewollt wird? Wird die kirchliche Trauung nicht zum religiösen Segen degradiert, wenn Ehe gar nicht in der Beziehung mit Christus gelebt werden kann und will, weil eine Christus-Beziehung nicht einmal angefangen hat?²³

Mit diesem Umgang mit einem Kernstück ihrer Pastoral macht sich die Kirche unglaubwürdig. Sie dementiert laufend, was sie in ihrer Lehre ebenso laufend behauptet. Und vor allem: Verhindert sie nicht dadurch, dass sie die *Hochform* des Gnadenangebots ohne die entsprechenden Voraussetzungen für ihren fruchtbaren Empfang verschleudert, dass Wege des Hinwachsens zu ihrem fruchtbaren Empfang beschränkt werden? Ich kann die Bischöfe verstehen, dass sie zögern, diese Frage anzupacken. Große Widerstände sind zu erwarten, und zwar sowohl von den treuen Katholiken, denen Jahrhunderte lang die Heilsbedeutung der Sakramente gepredigt wurde, wie von den Kirchenfernen, die sich diskriminiert fühlen, wenn ihnen dieses Kernprodukt kirchlichen Angebots verweigert wird. Dennoch liegt hier die Hauptverantwortung beim Hirtenamt der Bischöfe. Wer kann und wie kann ihnen Hilfe zuteil werden, um Schritte zu einer glaubwürdigen Praxis *verbindlich einzuleiten*?

²¹ Ich verweise noch einmal auf Christian Hennecke, Glänzende Aussichten – Kirche, die über sich hinauswächst. Aschendorf-Verlag 2010, wo viele konkrete Beispiele dafür geschildert werden.

²² Bei der Kindertaufe, für die es schon im Neuen Testament Hinweise gibt, muss diese Sehnsucht stellvertretend von den nächsten Bezugspersonen gelebt werden.

²³ Konkrete Beispiele, sowohl der Defizite, wie gelungener Veränderungen in der Sakramenten-Pastoral bietet das Buch: Francois Reckinger, Sakramentenpastoral geht auch anders – Erfahrungen, Ergebnisse, theologische Reflexion, Bernardus-Verlag, 2007

Sünden- und Erlösungs-Bewusstsein

Ein viertes, bereits angesprochenes Defizit der derzeitigen Pastoral ist die fehlende Hinführung zu einem *Sünden- und Erlösungs-Bewusstsein*. Hier geht es nicht zuerst um ethische Leistungen, sondern um Glauben als Erlösung. Ohne ein solches Bewusstsein kann das Kern-Geschehen des Neuen Bundes, Tod und Auferstehung Jesu nicht erfasst werden. Die Begegnungen Jesu mit den Menschen sind das Modell dafür: Menschen machen sich auf, um dem zu begegnen, von dem sie sich Heilung, Vergebung und Versöhnung erhoffen. Sie sind sich ihrer Krankheit, ihrer Schuld und ihrer Zerrissenheit bewusst. Und sie sind sich ihrer Ohnmacht bewusst geworden, sich selbst zu erlösen. Deshalb haben sie sich aufgemacht, Jesus aufzusuchen. Wer dagegen meint, das Heil schon zu haben, wird von Jesus hinterfragt. Im Katechumenat geht es darum, diese Sehnsucht nach Heil, Heilung und Vergebung in sich zu entdecken und zur Haupt-Motivation für das Christ-Werden wachsen zu lassen. Christ-Sein ist unverdientes Geschenk. Es kann nie selbstverständlich sein. Als Christ ist man ein Sünder, dem Vergebung geschenkt worden ist und der aus dem Erbarmen Gottes lebt. Mir wurde das eindrücklich erfahrbar bei einer Begegnung mit anonymen Alkoholikern. Sie begannen fast jede ihrer Aussagen mit der Einleitung: Ich bin XY, alkoholkrank. Wenn wir als Christen einander begegnen, könnten und müssten wir einander eigentlich daran erinnern: Ich bin XY, ein Sünder, dessen sich Gott erbarmt. Christliche Gemeinde im Vollsinn ist erst dort, wo dieses Bewusstsein lebendig geworden ist, und zwar nicht nur individuell, sondern als gemeinsam geteilte Überzeugung. Das ist alles andere als niederdrückend; es ist ungeheuer befreiend. Vor allem entzieht es jedem Vergleichen und allem Status-Gerangel den Boden. Es ist eine zentrale Aufgabe der Verkündigung und der Liturgie, dieses Bewusstsein lebendig zu erhalten. Dann wird auch das Sakrament der Versöhnung als Geschenk entdeckt und aus seiner individualistischen Verengung gelöst. All das schafft ein Klima echter Geschwisterlichkeit, dessen Basis die erfahrene Liebe Gottes ist, das auch gegenüber anderen barmherzig sein lässt. Gleichzeitig macht es sensibel für Lieblosigkeit und Sünde; zuerst für die eigene, erst in zweiter Linie für die der Anderen. Dann ist sogar so etwas wie geschwisterliche Zurechtweisung möglich. Sie trifft ja auf die Bereitschaft, aus der erfahrenen Vergebung einander zu vergeben.

Gefahren und Risiken

Es gibt eine ganze Reihe von Einwänden, die gegen eine Erneuerung der Pastoral sprechen, wie sie hier angeregt wird. Sie markieren ebenso viele Gefahren. Ist das nicht Rigorismus? Wird da nicht Kirche für eine Elite gemacht? Bedeutet ein solches Konzept nicht den Rückzug in ein Ghetto? Fällt Kirche dann nicht in viele, gegeneinander abgeschlossene kleine Einheiten auseinander? Geht dann nicht die Einheit im Glauben auch in der katholischen Kirche verloren, um die wir uns in der Ökumene doch so mühen? Und weiter: Wie soll man die Kriterien für einen neutestamentlichen Glauben verifizieren, und wer darf sich anmaßen über den Glauben anderer zu urteilen? Handelt man sich mit einer so auf Beziehung fokussierten Gestalt von Kirche nicht all die Probleme ein, die mit menschlichen Beziehungen einher zu gehen pflegen? Viele dieser Einwände treffen schon Jesus und die Urkirche. Er hat klein angefangen, hatte kein anderes Mittel als sein Zeugnis und hat klar gemacht, dass sein Programm menschliche Vorstellungen auf den Kopf stellt. Er hat alle empfangen, die zu ihm kamen, wie verkommen sie auch waren. Aber er hat ihnen die Wahrheit nicht erspart. Die genannten Gefahren sind real; sie sind nicht zu leugnen. Aber sprechen Gefahren schlüssig gegen etwas, das sich nach gründlicher Prüfung nahe legt? Wäre etwas, das keinerlei Gefahren in sich birgt, überhaupt etwas weiterführend Neues? Und sind die Gefahren der gegenwärtig

noch befolgten Pastoral nicht schon längst keine Gefahren mehr, sondern *beobachtbare Wirklichkeit*? Sind wir nicht von Gott dazu herausgefordert, Neues zu riskieren, wenn wir dem Verfall entgegen treten wollen? Die genannten Gefahren gilt es also sehr gut im Auge zu behalten. Sie sollten uns aber nicht dazu verführen, einfach den Status quo aufrecht zu erhalten.

Der Umbruch, in dem die Kirche derzeit steht, geht tief. Strukturelle Veränderungen mögen hilfreich sein; aber entscheidend dürfte ein grundlegendes Umdenken sein. Dass uns die Sicherheit einer gewohnten Kirchengestalt abhanden gekommen ist, hilft uns. Es scheucht uns auf. *Gott* will seine Kirche wandeln. Er spricht zu uns durch sein Wort. Sein Wort gilt es, ernst zu nehmen, auch dort, wo es uns herausfordert und uns etwas zumutet. Auch durch die gesellschaftliche Entwicklung spricht Gott zu uns. Als „Zeichen der Zeit“ im *Sinne des Evangeliums* (Lk 12,54-57) lesen wir diese Entwicklung aber nur richtig, wenn wir sie mit dem Licht seines Wortes durchleuchten. Sonst verwechseln wir zu leicht die Mehrheits-Meinungen unserer Zeitgenossen mit dem Willen Gottes. In seiner Führung zeigt Gott gewöhnlich nur die Richtung des Weges und die nächsten Schritte. Das muss uns genügen, uns aufzumachen im Gehorsam gegen sein Wort und im Gebet um die Führung des Geistes.